





MORITZ RIESEWIECK

# DIGITALE DRECKS- ARBEIT

Wie uns Facebook & Co.  
von dem Bösen erlösen

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.



Originalausgabe 2017

© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Péter Oroszlány unter Verwendung  
eines Fotos von Konrad Waldmann

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Gesetzt aus der Melior

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26173-9

## INHALT

Vorwort 7

Digitale Drecksarbeit 15

Walled garden 51

Das größte Medium der Welt 85

Rühr mich nicht an 109

Unkrautvernichtung 137

Ein ekelerregender Aperitif 187

Mitten im World Wide Web 211

Wurzeln und Triebe von Freiheit 237

Die Verantwortung für das Böse 265

Danksagung 293

Anmerkungen 296

The more you try to erase me  
The more, the more  
The more that I appear  
The more I try to erase you  
The more, the more  
The more that you appear  
*The Eraser, Thom Yorke*

## VORWORT

»Jeder Mensch soll alles mit jedem teilen können.

Das ist unsere Mission.«

*Mark Zuckerberg*

Ein Vater, der seine 11 Monate alte Tochter ermordet, ein 15-jähriges Mädchen, das von fünf oder sechs jungen Männern missbraucht wird, ein Mann, der einen 74-Jährigen tötet und anschließend im Livestream minutenlang mit seiner Tat prahlt – all das war im März und April 2017 auf den Seiten des weltgrößten sozialen Netzwerks zu sehen: 24 Stunden lang zeigte Facebook seinen Nutzern den Mord eines thailändischen Vaters an seiner kleinen Tochter, Hunderttausende sahen das Video. Auch ein Mord in Cleveland war für Stunden auf Facebook zu sehen, bevor das Video gelöscht wurde. Die Fälle sorgten weltweit für Entsetzen. Für Millionen von Menschen war das der Moment, in dem sie sich fragten, wieso sie solche Bilder und Videos nicht viel häufiger zu sehen bekommen auf Facebook, Twitter & Co.

**DIE WUNDERSAME SAUBERKEIT** 350 Millionen Fotos werden täglich auf Facebook hochgeladen, 100 Millionen Stunden Videomaterial plus Livestreams dort täglich angesehen.<sup>1</sup> Auf Instagram landen weitere 80 Millionen Fotos täglich.<sup>2</sup> Bei Youtube werden gar jede Minute 300 Stunden Videos eingestellt.<sup>3</sup> Aber Fälle wie die drei, von denen ich oben schreibe, sind trotz der schieren Masse an Uploads die krasse Ausnahme. Warum gelangen solche Fotos, solche Videos nicht

viel häufiger in unsere Newsfeeds? Schließlich bieten die sozialen Netzwerke mit ihren Milliarden von Nutzern die perfekte Bühne für alle, die für Gewalt und Pornografie ein Publikum suchen. Diese Frage stellte ich mir schon 2013. Damals hatte ein User den sexuellen Missbrauch eines kleinen Mädchens durch einen älteren Mann als Video auf Facebook gepostet. Das Video war daraufhin innerhalb weniger Stunden auf Facebook 16 000 Mal geteilt und 4000 Mal geliked worden, bevor es von der Plattform entfernt wurde.<sup>4</sup>

Oft legen besonders aufsehenerregende Fotos und Videos eine lange Reise durch Foren und zwielichtige Kanäle zurück, werden tausendfach weitergereicht und dann von jemandem, der die Urheber meist gar nicht kennt, auf Facebook, Youtube, Instagram oder Twitter hochgeladen. Im Falle des Kindesmissbrauch-Videos von 2013 hatten viele Nutzer zudem durch aufgeregte Hinweise auf den Vorfall unbeabsichtigt die Popularität des Videos in die Höhe geschraubt. Fakt ist: Alles, was im Netz zu finden ist, zirkuliert. Die Gründe, warum Menschen ein Foto oder Video weiterreichen, sind dabei so vielfältig wie die Inhalte selbst: Profitinteressen (Werbeeinnahmen bei hohen Klickzahlen), Voyeurismus, Sensationslust, Neugier. Entscheidend ist: Es gibt keine natürliche Grenze zwischen dem Internet an der Oberfläche und dem Internet im Untergrund.

Im Netz ist alles miteinander verbunden. Wenn die sozialen Netzwerke trotzdem von fast allem unbehelligt bleiben, was an Gewalt und Pornografie durch das Netz geistert, dann muss es etwas oder jemanden geben, das oder der sie davor bewahrt.



**AUTOMATISCHE BILDERKENNUNG** Früher war ich davon ausgegangen, es sei wohl irgendeine Bilderkennungssoftware, die dafür sorgt, dass bestimmte Fotos und Videos erst gar nicht hochgeladen werden können, wenn sie als gewaltsam oder pornografisch identifiziert werden. Nach den Vorfällen auf Facebook kamen mir Zweifel. Ich begann zu recherchieren.

Joaquin Candela (Facebooks Director of Applied Machine Learning) und seine Kollegen führten bei Konferenzen<sup>5</sup> vor, wie ihre Programme in Bildern Katzen, Hunde oder Pferde identifizieren und mit blecherner Stimme Bildbeschreibungen ausspucken können. Damit lagen diese Programme auch oft daneben, etwa, wenn die Katze sich im Schlaf eingerollt hatte oder der Hund Männchen machte, aber – so die entscheidende Botschaft: Alles nur noch eine Frage der Zeit! Je mehr Bilder von Katzen und Hunden ihre Programme zu sehen bekommen würden, so die Facebook-Ingenieure, desto geringer werde die Fehleranfälligkeit und desto höher die Wahrscheinlichkeit, dass Katze oder Hund im Bild erkannt werden. Ein Tier in einem Foto zu erkennen, stellte für die Bilderkennungssoftware eine solche Herausforderung dar, dass es die Entwickler in Begeisterung versetzte, wenn das Programm einen Kasten um das Tier zeichnete und eine Stimme »Katze« oder »Hund« sagte.

Beim Konkurrenten Google sah die Bilderkennungssoftware noch 2015 sogar Tiere, wo gar keine waren und hatte dem Unternehmen einen Shitstorm beschert, als es ein afro-amerikanisches Paar als Gorillas identifizierte.<sup>6</sup> In Videos funktionierte die automatische Erkennung noch gar nicht. Mir wurde klar, wie maßlos ich den Stand der Technik überschätzt hatte. Auf einer Konferenz<sup>7</sup> erklärte die Forscherin Fei-Fei Li im März 2015, warum es so kompliziert ist, eine automatische Bilderkennung zu entwickeln. Sehen, so die Direktorin des Stanford Artificial Intelligence and Vision Lab,

das bedeute für uns Menschen zu verstehen, und das finde nicht in den Augen, sondern im Gehirn statt. Mutter Natur habe 540 Millionen Jahre dafür gebraucht, eine solche Fähigkeit bei uns Menschen auszubilden – man solle sich also noch etwas gedulden.

Zur Zeit, so lernte ich, scheitern die Algorithmen oft noch daran, einfache Konstellationen zwischen Lebewesen und Gegenständen zu erkennen – etwa ob jemand auf einem Bett liegt oder sitzt, daran lehnt oder daneben steht. Noch schwerer fällt es dem Programm, wenn eine zweite Person ins Spiel kommt und die Positionen der beiden Personen untereinander in Kombination mit den Positionen im Verhältnis zum Gegenstand in Verbindung gebracht werden müssen – also wenn etwa nicht nur eine Person auf dem Bett liegt, sondern zwei. Wie liegen beide dort? Wie Geschwister? Wie Freundinnen? Wie Liebhaber? Körperhaltungen, und erst recht solche von zwei Menschen im Verhältnis zueinander, werden von Bilderkennungsprogrammen ganz oft falsch verstanden.

Ein Kind, das ein bestimmtes Design eines Stuhls noch nie gesehen hat, kann aus der Körperhaltung der Person, die auf dem Stuhl sitzt, ableiten, dass es sich um einen Stuhl handeln muss, auch wenn der Stuhl eine ungewöhnliche Form hat. Der Computer dagegen sucht in seiner Datenbank vergeblich nach etwas, das dem rätselhaften Gebilde ähnlich sieht.

Auf welche Informationen kommt es an? Wie muss ich diese Informationen miteinander verbinden, um zu einer Erkenntnis zu kommen? Ein Kind lernt all dies mit der Zeit. Wie genau solche Lernprozesse beim Menschen ablaufen und von welchen Faktoren sie beeinflusst werden, ist aber längst nicht vollständig geklärt. Das menschliche Gehirn gibt der Forschung auch im 21. Jahrhundert noch immer viele Rätsel auf. Wie vermessen erscheint es da, anzunehmen, man könne in absehbarer Zeit künstlicher Intelligenz die gleiche Komplexi-

tät im Erkennen und Verstehen zutrauen, die ein ausgewachsenes menschliches Gehirn erreicht. Forscher\*innen wie Fei-Fei Li halten trotzdem an ihrem Mantra fest, man müsse bloß genügend große Bildarchive anlegen, um die Erfahrungslücke der Computer im Vergleich zum Menschen zu schließen. Fütterte man die Computerprogramme bloß immer tüchtig mit Katzen in allen Formen, Farben und Situationen, so die Hoffnung der Forscher\*innen, dann ließen sich die Programme schon bald auch von eingerollten Katzen nicht mehr irritieren.

Zugegeben, Katzen erfreuen sich auf Facebook großer Beliebtheit und so sollte die Bedeutung, die das Identifizieren der Samtpfoten für Facebook darstellt, keinesfalls unterschätzt werden, aber wenn Trippelschritte wie dieser bei Facebook, Google und anderen eine solche Freude auslösen, ahnt man, wie lange es noch dauern wird, bis ihre Programme Bildinhalte so erkennen können, wie es der Mensch zu tun imstande ist. Ganz zu schweigen von Videos. In bewegten Bildern können die Algorithmen gerade mal Gesichter und grobe Formen identifizieren.

**MÜLLABFUHR DES INTERNETS** Wie also sorgen Facebook & Co. dann dafür, dass keine Kinderpornos und Gewaltvideos auf ihre Seiten gelangen, wenn Algorithmen und automatische Bilderkennungsprogramme offenbar nur eine geringe Hilfe sind? Erledigen Menschen diesen Job? Selbst wenn Algorithmen grob vorfiltern, welche Bilder einen unangemessenen Inhalt haben, weil sie etwa nackte Haut oder Blut im Bild (mit hoher Fehleranfälligkeit) identifizieren, dann muss es noch immer eine mindestens achtstellige Zahl von Bildern sein, die sich die menschlichen Kontrolleure täglich anzusehen haben. Wie viele Menschen braucht man, um eine solche

Masse von Fotos zu bewältigen? 100 000? Eine halbe Million?  
Wo arbeiten all diese Menschen?

Ich suchte im Sommer 2013 nach Antworten und stieß auf die Dissertation der amerikanischen Medienwissenschaftlerin Sarah T. Roberts<sup>8</sup> aus dem Jahr 2011. Darin berichtet Roberts als Erste von Outsourcingfirmen, die im Auftrag von einem großen amerikanischen Konzern, den sie »Megatech« nennt, so genannte Content Moderators beschäftigen, deren Aufgabe es ist, täglich acht bis zehn Stunden lang mehrere Tausend Fotos zu sichten und gemäß einem Kriterienkatalog unerwünschte Bilder zu entfernen. Die Arbeit werde geheim gehalten. Warum sollte nicht auch für Facebook gelten, was Roberts für »Megatech« herausgefunden hatte? Konnten strenge Verschwiegenheitserklärungen allein der Grund sein, warum die Öffentlichkeit nichts wusste von unzähligen Content Moderators, die für uns täglich Tausende von Fotos und Videos sichten um uns vor Kinderpornos und Hinrichtungsvideos zu bewahren, wenn diese allesamt von Büros in Europa oder den USA aus arbeiten?

Das Internetportal Mobilegeeks und die »Süddeutsche Zeitung« berichteten Ende 2016 über eine Outsourcingfirma in Berlin-Spandau, bei der rund 600 Mitarbeiter als Löschrupp für Facebook angestellt sind. Die Mitarbeiter klagen über psychische Probleme in Folge ihrer Arbeit und mangelhafte Betreuung durch Psychologen. Der Guardian enthüllte die komplizierten Richtlinien, nach denen die Content Moderators in Sekundenschnelle entscheiden müssen, ob Inhalte von der Plattform entfernt werden. Der Leak stammte von einem Facebook-Team, das von Dublin (dem europäischen Hauptsitz des Unternehmens) aus arbeitet.

Zu diesem Zeitpunkt wusste ich bereits, dass ein paar Hundert Beschäftigte in Berlin und Dublin ein Klacks waren verglichen mit den Schattenarmeen, die Facebook, Twitter & Co.

im Verborgenen beschäftigen. Vier Recherche-Reisen hatten mich weit weg von Europa geführt, an einen Ort, an den jahrzehntelang der analoge Giftmüll der westlichen Welt verschifft wurde und an den nun der digitale, menschliche Giftmüll ausgelagert wird: Manila auf den Philippinen.

Dieses Buch erzählt von den Menschen, die ich dort getroffen habe: Menschen, die Tausende Kilometer von uns entfernt den schmutzigsten Job des Internets machen und denen wir zu verdanken haben, dass wir verschont bleiben von Millionen von Fotos und Videos voller Grausamkeiten. Ohne ihren Filter hätten wir wohl ein anderes Bild vom Menschen und vom Zustand unserer Gesellschaften. Aber sollte uns das nicht nachdenklich stimmen? Nie zuvor war es so einfach, das Böse aus der Welt zu schaffen: Ein Mausklick genügt. Aber wollen wir das? Oder besser gefragt: Sollten wir das wollen? Wie weit geht das Löschen? Was wird uns vorenthalten? Wie beeinflusst uns das in unserem Denken und Handeln? Bestimmen junge, philippinische Billiglöhner darüber, was wir sehen und was nicht?

»So fern, wie der Osten vom Westen liegt,  
so weit hat Gott von uns entfernt unsere Schuld«  
*Psalm 103,12*



# **DIGITALE DRECKSARBEIT**





**LAOKOON** Während meines Studiums habe ich zusammen mit Kolleg\*innen die Gruppe Laokoon gegründet. Bei Laokoon entwickeln wir Theater- und Film-Arbeiten und machen – wie der Seher im antiken Troja – sichtbar, was sich der Sichtbarkeit entzieht. In Troja waren es die gegnerischen Krieger, die sich im geschenkten Holzpferd verborgen. Von wegen Geschenk! Ein trojanisches Pferd will noch heute niemand auf seinem Rechner haben. Wir, Laokoon, wollten nun der wunderschönen Sauberkeit auf Facebook, Instagram und Twitter auf den Grund gehen. Aber wie würden wir sie finden, die geheime Putz-Armada, die die Netzwerke »sauber« hielt, wie sichtbar machen, was Facebook & Co. um jeden Preis verbergen wollen? Ich reiste nicht allein nach Manila: Hans Block ist wie ich Theater- und Filmregisseur und Teil der Gruppe Laokoon. Er sollte zum engsten Verbündeten des Projektes werden. Omid Mirnour, ein befreundeter Kameramann, hörte von dem Vorhaben, und schloss sich uns an. Niemand von uns hatte je zuvor eine journalistische Recherche gemacht, das Geld reichte nicht mal, um uns dreimal am Tag etwas zu essen zu kaufen. Am Ende der ersten Reise waren wir auf die gastfreundliche Beherbergung durch einen Hahnenzüchter am Stadtrand von Manila angewiesen, dessen Kampfhahn genauso durch den Wind war wie wir und uns mit seinem nächtlichen Krähen den letzten Nerv raubte..

Der Flug nach Manila dauert 22 Stunden. Es gibt nicht viele Orte, die weiter entfernt sind von Europa. Geht in Berlin die Sonne auf, geht sie in Manila schon beinahe unter. Noch krasser ist der Zeitunterschied zu den USA. Wenn in Manila die Sonne aufgeht, sitzt man im Silicon Valley womöglich noch beim Lunch – am vorangegangenen Tag. Manila hatten wir uns ganz anders vorgestellt. Auch wenn wir schon wussten, dass die Stadt nicht dem Postkartenidyll von tropischem Grün, bunten Vögeln und warmem, karibischem Meer ent-

spricht, an das man denken kann, wenn man von den Philippinen hört. Wir fanden uns in einem Moloch wieder: laut, dreckig und voller Smog (tatsächlich war der Kampfhahn der einzige Vogel, den ich während der gesamten Reise gehört habe). Weil viele junge Menschen in der Hoffnung auf Arbeit nach Manila strömen, platzt die Stadt aus allen Nähten. Rund 20 Millionen Menschen leben auf der Halbinsel in der Manila-bucht. Es ist das Erste, das einem auffällt, wenn man hier landet: Die Menschenmasse lässt einen verschwinden, klein werden, weniger wichtig.

**WIE ICH EIN USER WURDE** Als ich in der ersten Nacht in Manila wach lag, weil mich der Jetlag nicht schlafen ließ, dachte ich an den Moment zurück, als ich mich bei Facebook angemeldet hatte. 2006 oder 2007 muss das gewesen sein. Ich hatte mich ein oder zwei Jahre lang erfolgreich geweigert, StudiVZ (dem damals beliebtesten sozialen Netzwerk) beizutreten, obwohl längst die meisten meiner Freunde dort aktiv waren und sich die Gespräche immer öfter um Dinge drehten, von denen ich nichts mitbekommen hatte, weil sie nur auf der Plattform geteilt wurden. Mir kamen die Selbstdarstellung mit eigenem Profilfoto, Angaben zu Hobbys oder Interessen und der Wettlauf um »Freunde« erbärmlich vor. Ausgiebig versuchte ich, meine realen Freunde zu bekehren, schimpfte, die Plattform lasse Beziehungen zwischen Menschen oberflächlich werden und malte düstere Zukunftsszenarien aus. (Es war die Zeit nach dem Abitur und ich stand in der Blüte meiner Weisheit). Misstrauisch beäugte ich, dass meine damalige Freundin für Fotos, die sie auf StudiVZ hochlud, mit Komplimenten überhäuft wurde.

Ich zog mich ins analoge Leben zurück und machte, was ich am liebsten machte: Theater. ›Der Menschenfeind‹ von

Molière sollte das nächste Stück werden, das ich mit Freunden auf die Bühne bringen wollte. Darin geht es um den jungen Alceste, der gegen die Verlogenheit seiner Mitmenschen anrennt, die diese im Kampf um Anerkennung an den Tag legen – das perfekte Stück zur Lage, so schien es mir. Die Proben machten Spaß. Meine Freundin spielte die Rolle der Célimène und bekam auf diese Weise erneut einen ganzen Haufen Komplimente, was aber in diesem Fall zum Stücktext gehörte. Als Studententheater mussten wir die komplette Bühne selbst bauen und verbrachten deshalb ganze Nächte damit, Plakate zu kleben, Holz zu sägen, Bühnenteile zu schreinern und anzupinseln – das komplette Ensemble half mit. Wenn ich heute jemanden von Gemeinschaft sprechen höre, dann denke ich noch immer automatisch an diese Zeit. Warum hätte ich unsere Bühne gegen eine Online-Plattform, warum unser Schauspiel gegen ein virtuelles Maskenspiel, warum unsere Gemeinschaft gegen eine Community von Friends eintauschen sollen?

Fest steht: nur wenige Monate, nachdem wir den »Menschenfeind« auf die Bühne gebracht hatten, trat ich einem anderen sozialen Netzwerk bei, einer noch unbekanntem, mehr oder weniger unbedeutenden Alternative zu StudiVZ, die sich in den USA angeblich schon wachsender Beliebtheit erfreute, während sie in Deutschland bisher nur wenige Mitglieder zählte. Im Unterschied zu StudiVZ war diese Plattform international. Ihr Name: Facebook. War es die Neugier gewesen, ob ich auf diese Weise die australischen, israelischen und französischen Freunde wiederfinden würde, die wir auf der langen Reise kennengelernt hatten, von der wir gerade zurückgekommen waren? (Blöderweise hatte ich den Zettel verloren, auf denen ich ihre E-Mail-Adressen aufgeschrieben hatte). Oder war es die geheime Ahnung, dass ich auf Dauer ohnehin nicht drum herumkommen würde, einem

der sozialen Netzwerke beizutreten, wenn ich nicht enden wollte wie der Menschenfeind Alceste? Ich kramte in meiner Erinnerung. Leider ist mein Gedächtnis keine Timeline, dachte ich, sonst bräuchte ich jetzt nur herunter zu scrollen.

**ZWEI MILLIARDEN VOYEURE** Während ich mich auf der Schlafcouch unserer Unterkunft in Manila an mein erstes Profilbild zu erinnern versuchte, das ich auf Facebook hochgeladen hatte, sah ich, wie im Haus nebenan das Licht anging und eine junge Frau den Raum betrat. Der Abstand zwischen den beiden Häusern betrug nur ungefähr zehn Meter. Ich konnte ihr ohne Weiteres dabei zusehen, wie sie die Tasche ablegte, sich die Hände wusch, wie sie Essen aus dem Kühlschrank nahm und es in die Mikrowelle stellte, wie sie aß, wie sie trank, wie sie abspülte und zwischendurch eine Nachricht verschickte, wie sie sich an den Computer setzte. Ohne etwas dafür zu tun, war ich zu ihrem Zuschauer geworden. Und es erschien mir völlig normal. Es war wie in einem Livestream. Auf Periscope<sup>18</sup> ließen damals Menschen aus aller Welt die Handykamera filmen, wie sie aßen, tranken, onanierten, Sex hatten oder einfach nichts taten. Facebook Live (die exakte Kopie von Periscope) war gerade dabei, mit aller Kraft den Markt zu erobern.

Als die junge Frau begann, sich auszuziehen, schaltete sie das Licht aus. Ich fragte mich, ob ich weggesehen hätte, wenn sie es angelassen hätte. Wann hat das eigentlich angefangen, dachte ich, dass wir einander begafften, wie es früher nur Voyeure gemacht haben, und die nackten Körper wildfremder Menschen im Netz beglotzen, als gäbe es ein Recht darauf? Der Voyeur, das war doch früher einmal eine finstere Gestalt: der dubiose Nachbar, der mit dem Fernrohr hinter der Scheibe stand wie ein lüsterner Bock. Ist Facebook schuld,